



»Ein Krimi-Epos
für die Ewigkeit.«

DENNIS LEHANE

**EDGAR
AWARD 2022**
FÜR DEN
BESTEN KRIMI
DES JAHRES

Fünf Winter

THRILLER

JAMES KESTREL

SUHRKAMP

Dezember 1941: Joe McGrady ist Detective beim Honolulu PD und wird mit der Untersuchung eines Falls beauftragt, der sein Leben für immer verändern wird: Ein junger Mann, der Neffe des Oberbefehlshabers der Pazifikflotte, und dessen Freundin, eine junge Japanerin, wurden auf grausame Weise ermordet. McGrady folgt einem Verdächtigen bis nach Hongkong, das gerade von den Japanern eingenommen wird. Er wird als Gefangener nach Japan verschleppt, als potenzieller Spion droht ihm der Tod. Gerettet wird er von dem Diplomaten Takahashi Kansei, der heimlich gegen die offizielle japanische Kriegspolitik arbeitet. Takahashi und seine Tochter Suchi verstecken McGrady bis zur Kapitulation Japans. McGrady kehrt nach Hawaii zurück und beginnt, nach nunmehr fünf Wintern und jetzt als Privatdetektiv, den alten Fall wieder aufzunehmen ...

Fünf Winter ist ein gewaltiges Epos im Cinemascope-Format: ein fesselnder Thriller, ein erschütterndes Porträt des Krieges und eine herzzerreißende Liebesgeschichte in einem.

JAMES KESTREL ist ein Pseudonym von Jonathan Moore, Anwalt und Romancier. Bevor er sein Jurastudium in New Orleans abschloss, war er Englischlehrer, Wildwasser-Rafting-Führer auf dem Rio Grande, Besitzer von Taiwans erstem mexikanischen Restaurant, Betreuer in einem texanischen Wildniscamp für jugendliche Straftäter und Ermittler für einen Strafverteidiger in Washington, D.C. Er lebt mit seiner Familie auf Hawaii. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt. Für *Fünf Winter* wurde er mit dem Edgar Award 2022 für den besten Roman des Jahres und dem Barry Award 2022 für den besten Thriller des Jahres ausgezeichnet. Im Suhrkamp Verlag ist von ihm erschienen: *Poison Artist* (2022).

Stefan Lux übersetzt aus dem Englischen und hat u.a. Jonathan Moore, Marie Rutkoski, Loraine Peck, Nick Kolakowski und Michael Koryta ins Deutsche übertragen. Er lebt in Bonn.

JAMES KESTREL
Fünf Winter

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Stefan Lux

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Five Decembers
bei Hard Case Crime.



Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5317
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
© 2021 by James Kestrel
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen:
Collaboration JS/Trevillion Images (Mann);
Dylan Bradley/EyeEm/Getty Images (Strand);
FinePic® (Papierstruktur)

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47317-7

www.suhrkamp.de

1

Messer und Narben

Honolulu/Wake Island/Hongkong

26. November 1941 – 7. Dezember 1941

1

Joe McGrady betrachtete seinen Whiskey. Er war so frisch, dass das Eis noch nicht zu schmelzen begonnen hatte, trotz der Hitze. Um ihn herum herrschte eine einzige Kakophonie. Matrosen bestellten zehn Bier auf einen Schlag und streckten die Arme durchs Gewühl, um den Mädchen die Zigaretten anzuzünden. Jemand warf einen Nickel in die Wurlitzer, dann legten Jimmy Dorsey und sein Orchester los. Die Männer passten sich dem wachsenden Geräuschpegel an. Sie verständigten sich mehr oder weniger brüllend mit den Mädchen, und sie waren in der Überzahl. Der Abend hatte gerade begonnen, bis jetzt tranken sie nichts Stärkeres als Bier. Einige Stunden würden sie noch ohne Schlägereien auskommen. Wenn es losging, sollte sich ein anderer Cop damit auseinandersetzen. McGrady nahm seinen Drink und roch daran. Fünfundvierzig Cent für drei Zentiliter. Jeden Penny wert, auch wenn ein drei Fingerbreit volles Glas mehr kostete, als er in einer Stunde verdiente.

Noch bevor er den Whiskey probieren konnte, war der Barkeeper wieder bei ihm. Kahlrasierter Schädel, geschwollene Augen, Rasierklingennarben auf beiden Wangen. Ein Gesicht, bei dem man so schnell wie möglich austrinken wollte. Aber McGrady stellte sein Glas ab.

»Joe«, sagte Tip.

»Ja.«

»Telefon – Captain Beamer, glaube ich. Du kannst es oben annehmen.«

Er kannte den Weg. Also griff er nach dem Glas und stürzte es hinunter. Alles auf einmal, in einem Schluck. Weich und rauchig. Er konnte ihn sich gönnen. Wenn Captain Beamer um diese Zeit anrief, bedeutete das Überstunden. Den morgigen Tag – Donnerstag – würde er vergessen können. Molly würde enttäuscht sein. Auf der anderen Seite verdiente er zusätzliches Geld, sodass er sich leisten konnte, es später bei ihr gutzumachen. Er legte drei halbe Dollar auf die Theke, wischte sich den Mund am Hemdsärmel ab und ging nach oben.

»Detective McGrady hier.«

»Gott sei Dank.«

»Sir?«

»Sie sind nicht betrunken.«

»Ich habe vor einer halben Stunde ausgestempelt. Hätten Sie mir eine ganze Stunde gelassen, hätte ich es vielleicht geschafft.«

»Ein anderes Mal. Kommen Sie her, aber im Laufschrift. Der Chief wartet.«

»Ja, Sir.«

Er hängte den Hörer auf die Bakelitgabel und nahm das andere Treppenhaus, das vom Büro im Obergeschoss des Bowsprit direkt hinaus auf die Straße führte. Es regnete, aber sicher nicht lange. Abgesehen davon hatten die meisten Läden in Chinatown Markisen oder Vorbauten. Den Fußweg zur Merchant Street konnte er, von den letzten Metern abgesehen, komplett im Trockenen zurücklegen. Er wartete auf der Treppe vor der Yokohama Specie Bank, bis ein Dutzend Cops in schwarzen Jacken ihre dröhnenden Motorräder quer zum Bordstein abgestellt hatten. Dann überquerte er die Merchant Street und betrat das Hauptquartier.

Captain Beamers Büro lag im Untergeschoss. Ohne anzuklopfen trat McGrady ein und schloss die Tür. Er nahm den Hut ab und legte ihn, als er sich gesetzt hatte, auf seine Knie.

»Die Sache ist gerade reingekommen«, sagte Beamer. »Vor nicht mal einer halben Stunde.«

»Sie sagten, der Chief wäre hier.«

»Er ist nur kurz raus.«

Beamer schob seine Brille hoch und drehte den Schirm der Lampe, bis die nackte Glühbirne zum Vorschein kam. Jetzt war der Raum heller, aber genauso stickig wie zuvor. Beamer rauchte bei geschlossener Tür Kette. Es gab keine Belüftung, durch das Fundament stieg tropische Hitze auf. Gerade zündete er sich am Stummel seiner Zigarette eine neue an. Er drückte die alte aus, wobei der Inhalt des Aschenbechers teilweise auf den Schreibtisch quoll. Nicht mal hier drinnen rollte Beamer die Ärmel hoch. Er war so ein Typ. Er trug eine dunkle Uniformjacke und Krawatte, sein Sam-Browne-Gürtel zog sich um die Hüfte und über die Brust. Der Mann war zu dünn zum Schwitzen.

»Wir sind knapp mit Personal. Wie jedes Jahr am Tag vor Thanksgiving. Ich würde selbst hinfahren, wenn der Chief jemand anderem zutrauen würde, die Nacht über auf diesem Stuhl zu sitzen. Er will Sie lieber draußen vor Ort haben als hier am Telefon. Auch wenn Sie ein Risiko darstellen. Ist das für Sie in Ordnung?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie das beim Militär gelernt?«, fragte Beamer.
»Egal, was kommt, Sie sagen *Ja, Sir?*«

»Ja, Sir«, sagte McGrady. »Genau so läuft's.«

»Ich versuche noch, ein Gefühl für Sie zu bekommen.«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie schon mal an einem Mordfall gearbeitet?«

»An fünfen, auf Streife. Ich war als Erster am Tatort ...«

»Auch als Ermittler?«

»Nein, Sir. Das wissen Sie auch.«

»Ich will Ihnen nur etwas in Erinnerung rufen. Außerdem sind Sie nicht von hier, stimmt's?«

Falls Beamer einen Blick in die Personalakte geworfen hatte, musste er wissen, dass McGrady von nirgendwo war. Er hatte in Chicago, San Francisco, Norfolk und San Juan gewohnt, noch ehe er sechs geworden war. Und das war nur das Warmlaufen für später. Sein Vater hatte ihm einen guten Eindruck vom Leben in der Navy vermittelt, sodass er es lieber auf dem College versucht hatte. Vier Jahre später war er wieder dort, wo er begonnen hatte. Nur dass er sich für die Army entschied. Seine Reise hatte in Honolulu geendet, wo er geblieben war. All das konnte Beamer über ihn wissen, wobei dieses Wissen ziemlich einseitig war. McGrady hätte nicht mal sagen können, wie sein neuer Captain mit Vornamen hieß.

»Ich bin fünf Jahre hier, seit meiner Entlassung aus der Army. Länger, als ich je an einem Ort gelebt habe. Hier ist mein Zuhause.«

»Man ist von hier oder man ist es nicht«, erklärte Beamer. »Und Sie sind es nicht. Haben Sie mal einen Hund ausgeführt?«

»Ja, Sir.«

»Wenn ein Hund nicht weiß, wie lang seine Leine ist, kann ihm schnell etwas passieren.« Dann hielt Beamer demonstrativ die Hände hoch, in einem Abstand von etwa zehn Zentimetern. »So lang ist Ihre. Wenn Sie wild drauflosrennen, reiße ich so fest daran, dass Ihr Genick bricht.«

»Okay«, sagte McGrady.

Es war nur eine Kleinigkeit, das *Sir* wegfallen zu lassen. Aber diese Kleinigkeit hielt ihn davon ab, über den Schreibtisch zu langen, sich Beamers Krawatte um die Faust zu wickeln und sein verhärmtes Gesicht auf die Tischplatte zu schlagen. Aber Beamer registrierte es nicht mal. Entweder man war in der Army gewesen oder eben nicht.

»Haben wir uns ganz klar verstanden?«

»Sicher doch, Cap.«

»Dann kommen wir gut miteinander aus.«

Beamers Tür ging auf, Chief Gabrielson trat ein. McGrady wollte aufstehen, aber Gabrielson bedeutete ihm, sitzen zu bleiben. Es gab noch einen leeren Stuhl, aber der Chief blieb mit dem Rücken zur geschlossenen Tür stehen.

»Haben Sie es ihm schon gesagt?«, fragte er Beamer.

»Ich wollte gerade zum Punkt kommen.«

»Fangen Sie mit dem Anruf an«, sagte Gabrielson.

Beamer blies Rauch in McGradys Richtung. »Kennen Sie Reginald Faithful?«

»Ich habe den Namen gehört. Der Milchmann.«

»Er hat ein Haus in der Nähe der Kahana Bay. Aber der Großteil seiner Herde befindet sich im Ka'a'awa Valley. Er und der Chief sind befreundet, also hat er als Erstes den Chief angerufen. Können Sie folgen?«

»Nein.«

»Er hat nicht die Nummer der Zentrale gewählt, seine Geschichte erzählt und sich von Einem zum Nächsten verbinden lassen.«

»Okay.«

»Was bedeutet, dass in diesem Moment genau drei Personen hier im Revier von der Sache wissen. Was wiederum bedeutet, dass ich morgen, wenn ich meine Zeitung aufschlage, nichts darüber lesen werde. Stimmt's?«

»Verstanden.«

»Reggie hat diesen Boy«, sagte Gabrielson. »Miguel.«

»Wenn Sie Boy sagen ...«

»Meine ich nicht seinen Sohn. Sondern einen Landarbeiter.«

»Okay.«

»Also, heute Abend hat Miguel an seine Tür geklopft«, fuhr Gabrielson fort. »Er war sehr aufgewühlt und hatte eine haarsträubende Geschichte zu erzählen. Reggie wusste nicht, ob er ihm glauben sollte oder nicht. Aber wenn es stimmt, haben Sie einen Fall. Glauben Sie, Sie können damit umgehen?«

»Auf so eine Chance warte ich schon lange.«

Beamer blies Rauch Richtung Decke.

»Es gibt einen Geräteschuppen im hinteren Teil des Tals«, sagte Gabrielson. »Miguel hat da ein Feldbett und eine Decke. Wahrscheinlich auch eine Flasche. Heute Abend ist er reingegangen, hat seine Lampe angezündet und als Erstes einen Kerl gesehen, der von den Dachbalken hing.«

»Selbstmord?«

»Haben Sie schon mal gehört, dass sich jemand kopfüber an einem Fleischerhaken erhängt?«

»Er hing an einem Haken?«

»Fahren Sie los und finden Sie es raus«, sagte Beamer. »Vielleicht reden wir nur über einen Hilfscowboy im Delirium tremens. Aber sobald Sie Genaueres wissen, tun Sie was?«

Wieder hielt Beamer die Hände hoch, um McGrady die Länge seiner Leine zu demonstrieren.

»Ich erstatte Bericht.«

»Mir.«

»Ja.«

»Das ist Ihr erster Mordfall. Sie sind jetzt fünf Jahre hier.

Ich habe schon mit Chang Apana Fälle gelöst, da waren Sie noch nicht geboren. Denken Sie daran, dann kommen wir beide klar.«

McGrady nahm die Pali Road. Als er höher in die Berge fuhr, verschwanden die Lichter Honolulus in seinem Rücken. Dann ließ er die höchste Stelle hinter sich, das einzige Anzeichen von Zivilisation war jetzt die Straße selbst. In völliger Dunkelheit fuhr er durch die Serpentinaen. Er befand sich jetzt auf der Windseite der Insel. Der Dschungel ragte bis über die Straße und zwängte sich durch Risse im Asphalt. Wo die Straße über Bäche und Flüsschen führte, war die Fahrbahn von Wasserfällen besprüht.

Bei perfekten Bedingungen dauerte die Fahrt zur Kahana Bay eine knappe Stunde. In der Nacht brauchte man doppelt so lange, der Regen kostete eine weitere halbe Stunde. Es war kurz nach zehn, als er die Auffahrt zu Reggie Faithfuls Haus verpasste. Er fand einen Abzweig, wendete dort und kam rutschend hinter drei anderen Autos zum Halten.

Er schaltete das Licht aus, stieg aus dem Wagen und schaute hinauf zu dem teilweise mit Schindeln verkleideten Haus im Pseudotudorstil. Schon die Größe war beeindruckend. McGrady wohnte in einem kleinen gemieteten Zimmer über einem Chop-Suey-Laden an der King Street, wo die Wände den Geruch von Zwiebeln und öligem Schweinefleisch ausschwitzen. Wenn er auf dem Bett lag und den Arm ausstreckte, konnte er mit der Hand seine beiden an der Wand hängenden Anzüge erreichen.

McGrady schloss die Wagentür ab und stieg die steinernen Stufen zur Veranda hoch, wo Reginald Faithful ihn erwartete.

»Sie sind McGrady?«

»Genau der. Sie haben noch mal mit Chief Gabrielson telefoniert?«

»Ich wollte wissen, wann Sie endlich kommen. Und das war vor einer Stunde.«

»Vielleicht kennen Sie einen schnelleren Weg über die Berge. Wo ist Miguel?«

»Drinnen. Meine Frau behält ihn im Auge.«

»Steht er unter Schock?«

»So könnte man es ausdrücken.«

»Wie würden Sie es ausdrücken?«

»Der Junge konnte sich kaum auf den Beinen halten. Wenn wir ihm nicht das Sofa angeboten hätten, läge er jetzt auf dem Boden.«

»Haben Sie ihm etwas zu trinken gegeben?«

»Das war nicht nötig. Er ist schon betrunken hier angekommen.«

»Ist das sein Laster, der unten an der Straße steht?«

»Es ist meiner – er gehört meiner Firma. Aber er fährt ihn.«

»Ihre Frau fährt den LaSalle und Sie den Cadillac.«

»Ja.«

»Ist sonst noch jemand im Haus?«

»Nein.«

Der Milchproduzent legte die Hand aufs Geländer der Veranda und schaute hangabwärts auf seine Zufahrt. Er trug ein verwaschenes weißes Hemd. Schwarze Hosenträger und eine Khakihose. Er hatte die Krawatte gelockert. Nach einem Blick auf die vier Fahrzeuge wandte er sich wieder an McGrady.

»Was ist mit Ihnen?«, fragte er. »Kein Partner? Sie kommen ohne Unterstützung?«

»Ich bin allein.«

Faithful tippte die Asche seiner Zigarre am Geländer ab.

»Wenn Sie alle Hilfe sind, die ich bekomme, bringe ich Sie jetzt besser zu Miguel.«

»Ich würde mir lieber die Leiche ansehen – falls es eine gibt. Kann Miguel gehen?«

»Die Stufen runter werden wir ihm beide helfen müssen.«

»Okay, dann kommen Sie auch mit.«

Miguel Silva, Reggie Faithfuls Hilfscowboy, musste älter sein als Reggie Faithfuls Vater. Seine runzlige sonnengebräunte Haut hatte die Farbe von angesengtem Mahagoni. Die schwarzen, teilweise ergrauten Haare waren kurz geschnitten. Er lag auf der Couch, die Augen unter einem zusammengerollten Handtuch verborgen.

»Ernsthaft? Sie wollen ihn mitnehmen?«

Mrs Faithful kniete neben dem Landarbeiter ihres Mannes auf dem Fußboden. Sie trug ein kariertes Hauskleid, dessen oberster Knopf offen stand. Gewellte, dunkle Haare und dunkle Augen.

»Kann er nicht hier bei mir bleiben?«, fragte sie. »Schauen Sie sich den armen Mann doch an.«

»Ehe ich nicht weiß, was los ist, sollten Sie lieber nicht allein mit ihm bleiben.«

»Er ist schon seit Ewigkeiten bei uns. Ich vertraue ihm.«

»Dann sollte ich auch mit ihm klarkommen.«

Miguels Kleidung war völlig verschwitzt. Ein penetranter Alkoholgeruch hüllte ihn ein. Ansonsten schien ihm nichts zu fehlen. Er brauchte Mrs Faithfuls sanfte Fürsorge nicht. Er konnte seinen Rausch in einer Zelle mit Betonwänden ausschlafen, sich von einem Eimer Wasser wecken lassen und reden.

McGrady beugte sich hinunter, zog das Handtuch vom Ge-

sicht des alten Mannes und schlug ihn auf die linke Wange. Er hätte auch grober zuschlagen können, was den Kerl schneller aufgescheucht hätte, aber McGrady dachte an Mrs Faithful. Er wollte sie auf seiner Seite haben. Irgendjemand musste auf seiner Seite sein.

Der alte Mann öffnete ein Auge.

»Sind Sie ein Cop?«

McGrady hatte eins dieser Gesichter. Kantig und irgendwie unfertig, als wäre der Meißel seines Bildhauers am zu harten Stein zerbrochen.

Er nickte, der Mann richtete sich langsam auf.

»Sie kommen mit uns.«

»Will da nicht wieder rein.«

»Trotzdem.«

Er packte Miguels Handgelenk und zog ihn hoch. Dann gingen sie zu dritt nebeneinander, McGrady auf der einen und Reggie Faithful auf der anderen Seite. Miguels Arme lagen über ihren Schultern. Über die Veranda, die Stufen hinunter, dann zum Wagen. Sie ließen ihn lang ausgestreckt auf dem Rücksitz liegen. McGrady schloss die Tür und sah zurück zum Haus. Mrs Faithful stand auf der obersten Stufe, vor dem hell erleuchteten Haus zeichnete sich ihre Silhouette ab.

2

Der Straßenbelag endete, sobald er von der Küstenstraße ins Ka'a'awa Valley abbog. Anfangs war das Tal breit, beiderseits des Flusses erstreckten sich Weiden. Er roch feuchtes Gras, Rinder und aus dem Dschungel kommendes Wasser, das aus den Bergen ins Tal hinabfloss. Aber je weiter er fuhr und je näher die Berghänge an den Fluss rückten, desto enger wurde das Tal, desto schmaler die Weiden. Sie fuhren durch einen Bestand von Mangobäumen und kamen dann auf eine feuchte Wiese, auf der nur Ingwer wuchs.

»Es ist gleich hinter der Kurve«, sagte Faithful. »Einen knappen halben Kilometer noch.«

McGrady warf einen Blick nach hinten. Miguel war wieder eingeschlafen.

»Wo wohnt er, wenn er nicht im Schuppen schläft?«

»Seine ganze Familie lebt draußen in Nānākuli.«

»So weit weg?«

»Er fährt ein- oder zweimal im Monat hin.«

»Dann lebt er also in dem Schuppen.«

Faithful zuckte die Achseln.

»Er hat dort alles, was er braucht.«

McGrady bog um die letzte Kurve und sah die Hütte. Sie schmiegte sich an den Hang, rechts von ihr bildete der aus den Bergen kommende Bach einen kleinen Wasserfall. Die Hütte bestand aus unlackierten Hartholzschindeln, die von innen nach außen verrotteten, aber die Bretter waren so dick, dass sie wahrscheinlich noch hundert Jahre hielten.

»Ich gehe rein«, sagte McGrady. »Bleiben Sie hier bei Silva. Rufen Sie, wenn er aufwacht oder abzuhauen versucht. Oder wenn er auf Sie losgeht.«

Er zog die Schlüssel aus dem Zündschloss, stieg aus und schlug die Tür hinter sich zu. Faithful sprang heraus und sprach ihn über das Dach hinweg an.

»Wenn er auf mich losgeht?«

»In der Hälfte der Fälle ist derjenige, der die Leiche findet, auch der Täter. Wenn er also auf Sie losgeht, tun Sie, was Sie tun müssen. Und rufen Sie mich. Dann komme ich sofort.«

McGrady trat ans Heck des Wagens, schloss den Kofferraum auf und nahm seine Taschenlampe heraus. Ein großes, sechs Batterien fassendes Gerät aus Walzstahl. Er drückte den Schalter. Nichts passierte. Als er mit der linken Handfläche dagegenschlug, flutete gelbes Licht in den Kofferraum. McGrady sah eine schwarze Ledertasche mit Ausrüstung. Er öffnete sie und fand zwischen Handschellen, den Blocks mit Formularen und dem Schlagstock aus Teak seine Ersatzwaffe, eine .45er ACP Automatic. Ein inoffizielles Überbleibsel aus seinen Tagen bei der Army. Sicher nichts, was er unbeaufsichtigt in einem Wagen lassen wollte, in dem ein Freund des Chiefs und ein potenzieller Mordverdächtiger saßen. Er lud die Waffe durch, steckte sie in seinen Gürtel und schlug den Kofferraumdeckel zu.

Reginald Faithful stand neben ihm, kniff die Augen zum Schutz vor dem Licht zusammen und schlug nach den Mücken, die sein Gesicht umschwirrten.

»Haben Sie auch eine für mich?«

»Nein.«

»Wie wäre es mit einer Taschenlampe?«

»Sie haben die Innenbeleuchtung des Wagens.«

»Wollen Sie mich wirklich hier draußen lassen?«

»Es ist doch Ihr Land.«

Er ging über den von Hufen plattgetretenen Erdboden zur Hütte, drückte die Tür mit der Schulter auf und setzte einen Fuß hinein. Noch bevor er die Taschenlampe einschaltete, war ihm klar, dass der alte Mann sich nicht alles ausgedacht hatte. Der Tod war gegenwärtig. Wenn der Geruch ihn nicht verraten hätte, dann auf jeden Fall die Fliegen.

Am Tag hatte die Temperatur dreißig Grad erreicht. Jetzt, nach mehreren Regengüssen, war es kühler. Aber die Hütte war dicht verschlossen gewesen, sodass sich die Hitze gehalten hatte. Sobald die Tür sich einen Spalt geöffnet hatte, erkannte McGrady den Geruch. Auf der Westseite der Insel gab es ein Schlachthaus, das er im letzten halben Jahr aus beruflichen Gründen zweimal besucht hatte. Daher war ihm der Geruch von Blutpfützen und aufgetürmten Innereien vertraut, was immerhin eine Art Vorbereitung auf den Anblick darstellte, der sich ihm jetzt bot.

Der tote Mann hing kopfüber von den Dachbalken herab, beide Fußgelenke auf die Haken an den Enden einer eisernen Stange gespießt. Er musste tot sein. Er war mehr oder weniger in zwei Teile aufgerissen, der größte Teil seiner Innereien hing auf den Lehm Boden herab. McGrady legte die linke Armbeuge über Mund und Nase und trat weiter in die Hütte.

Eine Fliege erhob sich vom Boden und ließ sich auf der Linse seiner Taschenlampe nieder. Er wedelte sie weg und hockte sich hin, um das Gesicht des Mannes sehen zu können. Er war jung, vielleicht achtzehn oder zwanzig. Es war schwer zu sagen, denn seine Augen fehlten, vielleicht auch seine Zunge. McGrady wollte nicht in seinem zertrümmerten Mund herumwühlen, um sich zu überzeugen.

Er richtete sich wieder auf, drehte sich langsam um und ließ den Lichtkegel durch den Schuppen schweifen. Er sah Miguels Campingkocher, seine Kaffeekanne. Es gab einen hölzernen Eimer und eine Schöpfkelle aus Bambus. Außerdem Schaufeln und Spitzhacken und andere Werkzeuge, die an Wandhaken hingen. An der gegenüberliegenden Wand stand ein Feldbett, darauf türmten sich Laken, alte Segeltuchplanen und Kleidungsstücke.

Er richtete die Lampe nach oben, wo er die Balken und die Unterseite des Blechdachs sah. Die Spreizstange hing an einem Seil, das an einem Flaschenzug befestigt war. Jemand hatte den Mann hochgezogen, sodass sein ganzes Gewicht an den tief in seine Fußgelenke eingedrungenen Haken hing.

Falls er dabei noch am Leben gewesen war, hätte man die Schreie kilometerweit hören müssen. McGrady vermutete, dass er noch am Leben gewesen war. Seine Beine und sein Rücken waren voller Blut, das von den Fußgelenken heruntergelaufen war – unmöglich, wenn er schon tot gewesen wäre. Also musste er geschrien haben, lange und laut. Aber weit und breit wohnte niemand. Hier, im hintersten Winkel des Tals, hatten ihn höchstens die Rinder gehört.

McGrady verließ die Hütte. Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und ging zum Wagen. Miguel lag reglos auf der Rückbank. Reginald Faithful trat aus dem Schatten heraus.

»Ist es wahr?«

»Ich muss Ihr Telefon benutzen«, sagte McGrady. »Es sei denn, es gibt eins, das nicht so weit entfernt ist.«

»Wir verschwinden hier einfach?«

»Je eher wir fahren, desto eher kann ich zurückkommen. Aber ich muss mit meinem Captain sprechen und den Leichenwagen anfordern.«

Die Faithfuls ließen ihn im Haus allein. Er beschloss, zuerst Molly anzurufen. Eine ihrer Mitbewohnerinnen kam an den Apparat. Die Neue aus Kalifornien. Ihr Name fiel ihm nicht ein.

»Hier ist Joe«, sagte er. »Kannst du Molly holen?«

»Sie schläft schon seit einer Stunde. Seit sie aus der Bibliothek zurück ist. Soll ich sie wecken?«

»Kannst du ihr eine Nachricht hinterlassen?«

»Welche Nachricht?«

»Ich habe einen großen Fall zugewiesen bekommen. Wenn ich es schaffe, komme ich morgen zum Abendessen. Falls nicht, sag ihr, es tut mir leid.«

Die Kalifornierin murmelte etwas und hängte ein. McGrady rief noch einmal die Vermittlung an und ließ sich mit der Polizei im Stadtzentrum verbinden, mit dem Büro der Detectives. Es dauerte keine Minute, bis er Captain Beamer in der Leitung hatte.

»McGrady?«

»Ja.«

»Ich habe mich schon gefragt, ob ich Ihnen vertrauen kann. Was ist da oben los?«

»Wie der Mann gesagt hat: eine Leiche, die an den Dachbalken hängt. Aber er ist übel aufgeschlitzt.«

»Ein Mann?«

»Ja.«

»Sind Sie sicher?«

»Er ist nackt.«

McGrady hielt inne und wartete auf eine Bemerkung des Captains. Als der Mann nichts sagte, fuhr er fort.

»Ich vermute, er ist an der Ausweidung gestorben.«

Beamer rieb mit dem Telefonhörer über seine Haut. Er hatte sich schon länger nicht rasiert.

»Andere Verletzungen?«

Tatsächlich hatte McGrady die Leiche vielleicht zehn Sekunden betrachtet, im zitternden Licht seiner Taschenlampe. Der Kerl konnte Wörter in den Rücken gekratzt haben, ganze Abschnitte mit Namen und Adressen, ohne dass er sie bemerkt hätte. Er hatte den Toten nur aus einem einzigen Winkel gesehen.

»Wenn der Coroner ihn abgewaschen hat, wissen wir vielleicht mehr«, sagte er.

»Kennen wir den Toten?«

»Schwer zu sagen. Er ist voller Blut und von seinem Gesicht ist nicht viel übrig. Ich glaube nicht, dass ich ihn kenne. Ich weiß nicht, wen Sie kennen.«

»Rasse?«

»Er hat weiße Haut – das weiß ich mit Sicherheit. Aber wenn einem Mann die Augen ausgestochen werden, bleiben Fragen offen.«

»Sie wollen sagen, er könnte ein Japs sein. Welche Haarfarbe hat er?«

»Blutig«, sagte McGrady und rief sich das Bild der Leiche vor Augen. »Aber wenn ich tippen müsste, würde ich sagen, er ist ein Weißer. Er ist zu groß und hat breitere Schultern als ich.«

»Also gut«, sagte Beamer. »Fahren Sie zurück und warten Sie. Ich schicke Hilfe. Und geben Sie mir Reggie. Ich will mit ihm reden.«

McGrady stellte das Telefon auf den Tisch und trat vor die Tür. Er fand die Faithfuls auf der Veranda. Reggie lehnte am Geländer und sah hinaus zur Straße. Seine Frau saß zehn Meter entfernt auf einem Schaukelstuhl am gegenüberliegenden Ende. McGrady sah nur ihren Schatten und die Glut ei-

ner Zigarette. Er hätte sie nicht für eine Raucherin gehalten. Vielleicht gönnte sie sich an Abenden, an denen auf ihrem Land Leichen gefunden wurden, eine Ausnahme. Dafür hätte er Verständnis.

Reggie hörte, wie die Tür zuschlug, und drehte sich um.

»Ja?«

»Beamer will Sie sprechen«, sagte McGrady. Er setzte den Hut wieder auf und nickte in Mrs Faithfuls Richtung. Dann ging er schnell die Stufen hinunter zu seinem Wagen. Miguel schief immer noch auf der Rückbank. Das war gut. Er konnte ihn den Streifenbeamten übergeben, wenn sie kamen. Oder ihn selbst in die Stadt bringen.

3

Er fuhr durch die letzte Kurve vor der Hütte und nahm den Fuß vom Gas. Auf dem holprigen Boden wurde der Wagen langsamer. Plötzlich hörte er hinter sich ein Geräusch. Einen dumpfen Schlag, gefolgt von einem Stöhnen. Er wandte den Kopf, um nach Miguel zu sehen. Ein unaufmerksamer Moment, der McGrady fast das Leben gekostet hätte.

Miguel war von der Rückbank gefallen und lag noch quer über dem mit Teppich bedeckten Buckel, unter dem sich die Antriebswelle der Hinterachse verbarg. Er war nicht aufgewacht, es gab also kein Problem. McGrady schaute wieder nach vorn, und diesmal trat er hart auf die Bremse.

Keine zwanzig Meter vor ihm sah er im Licht seiner Scheinwerfer die Hütte. Ein paar Meter davor stand ein blassgelber Packard-Zweisitzer. Zwischen dem Auto und der Hütte stand ein Mann. Er trug einen grünen Mechaniker-Overall und eine schwarze Strickmütze, unter der seine Haare komplett verschwanden. Auf seiner linken Gesichtseite zog sich eine Narbe vom Ohr bis zum Mundwinkel. Er hatte eine dunkle Gesichtsfarbe, nur die Narbe glänzte weißlich im Scheinwerferlicht. In der linken Hand hielt er eine Säge mit Holzrahmen, neben dem rechten Fuß stand ein Zwanzig-Liter-Benzinkanister. Er blinzelte ins grelle Licht und hielt sich die freie Hand schützend vor die Augen. Offenbar versuchte er, den Wagen oder den Fahrer zu erkennen. Dann ließ er die Säge fallen und griff in seinen Overall.

McGrady tastete nach der Waffe, aber der Mann draußen

war ihm zuvorgekommen. Während McGrady noch seine Dienstpistole aus dem Holster zerrte, hob der Mann schon einen großen Revolver. Er nahm eine beidhändige Schussposition ein, die Füße fest am Boden und die Knie gebeugt, und begann zu feuern.

McGrady sah die Mündungsfeuer – eins, zwei, drei –, aber er konnte sich später nicht erinnern, die Schüsse gehört zu haben. In der Windschutzscheibe tat sich ein faustgroßes Loch auf. Im Handumdrehen waren seine Stirn und der Unterarm von messerscharfen Glassplintern übersät. Eine Kugel ging knapp am rechten Ohr vorbei. Als die Scheibe explodierte, trat er aufs Gas. Der Mann draußen korrigierte seinen Anschlag, weitere Kugeln drangen in einer waagerechten Linie ein. Die letzte hätte ihm fast den Kopf vom Hals gerissen, aber inzwischen hatte er seine .38er gezogen, die Tür geöffnet und sich nach draußen geworfen. Mit der Schulter voran landete er auf dem Boden, während das Auto weiterfuhr. Er rollte sich vom Wagen weg, kam auf die Knie und feuerte zweimal.

Schnelle, wilde Schüsse, ohne den Versuch, ernsthaft zu zielen. Vielleicht hatte einer sogar seinen Wagen getroffen, aber das machte nichts mehr aus, denn das Auto war sowieso von Schüssen durchsiebt. Es bewegte sich noch immer, kam aber langsam zum Stillstand. Mit letzter Kraft rammte es die Seite des Schuppens. Der Motor erstarb, aber die Scheinwerfer leuchteten weiter. Es war hell genug, um den Mann zu sehen. Er hatte Deckung hinter dem gelben Packard gesucht und zielte jetzt über das Dach hinweg.

Er schoss noch dreimal, McGrady spürte die Kugeln an sich vorbeizischen. Kein Treffer, jetzt war die Waffe des Schützen wahrscheinlich leer. McGrady stand auf und gab noch zwei Schüsse ab, ins Fenster des Packards, weil er hoffte, durch bei-

de Scheiben hindurch treffen zu können. Der Mann schien zu fallen, aber McGrady wollte nicht glauben, so viel Glück gehabt zu haben. Er ließ sich auf die Knie und dann auf die Seite fallen und schoss noch zweimal unter dem Fahrgestell hindurch. Dann steckte er die .38er ein, stand auf und zog die Armeepistole aus dem Hosenbund. Er hielt sie tief unten und ein Stück hinter dem Körper.

Er machte mehrere Schritte auf den Wagen zu.

»Du hast keine Munition mehr«, rief er. »Ich auch nicht. Jeder sechs Schuss, stimmt's?«

Keine Antwort. Vielleicht konnte der Kerl ihn nicht mal hören. Sechs Schüsse aus einem großen Revolver konnten diese Wirkung haben.

»Komm raus, dann reden wir. Von Mann zu Mann.«

Er näherte sich dem Zweisitzer. Im Fenster auf der Beifahrerseite waren, eine Handbreit voneinander entfernt, zwei Einschusslöcher. Ansonsten war durch das Glas nichts zu erkennen, es wurde nur von der laminierten Sicherheitsbeschichtung zusammengehalten. Er konnte nicht sehen, ob seine Schüsse das Beifahrerfenster durchschlagen hatten. Zu hören war nichts außer dem Klingeln in seinen Ohren. Er machte sich auf den Weg zum Kühler. Als er auf Höhe der Stoßstange war, nahm er links von sich eine Bewegung wahr. Miguel Silva stolperte aus dem zum Stillstand gekommenen Stadtauto, so desorientiert, dass er kaum stehen konnte.

McGrady wandte sich wieder dem Zweisitzer zu, wo die Gefahr lauerte. Gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie der Mann auf ihn zustürzte. Er hatte sich wie eine Feder zusammengekauert, um dann über die Kühlerhaube des Packards zu schnellen. Seinen großen Revolver hielt er am Lauf, wie einen Knüppel. McGrady machte zwei Schritte zurück, verlor in ei-

ner schlammigen Radspur den Halt und fiel. Ehe er auf dem Boden aufschlug, gab er fünf Schüsse ab.

Die Blitze des Mündungsfeuers ließen die Szene wie Einzelbilder eines Films vor ihm vorbeiziehen. Fast wie in den alten Spielhallen. Der Mann breitete die Arme wie Flügel aus. Er drehte sich, zuckte. Der leere Revolver flog durch die Luft, auf den Zweisitzer zu.

Dann lag McGrady im Schlamm, zwischen Banyanwurzeln, er hörte nur noch das Klingeln in seinen Ohren.

McGrady stand auf. Der andere Mann nicht. Er lag vor dem Packard, das Gesicht nach unten, die Arme vor sich ausgestreckt. McGrady holte die Taschenlampe aus seinem Auto. Er schlug dagegen, bis sie funktionierte, und ließ den Lichtkegel über den Mann gleiten. Seitlich in seinem Kopf und zwischen den Schulterblättern waren große Austrittswunden zu erkennen. Sein Overall war zerfetzt und schwarz verfärbt. Es war nicht nötig, sich hinzuknien und nach seinem Puls zu tasten.

McGrady hörte etwas in seinem Rücken. Eine Stimme vielleicht, er hätte es nicht sagen können. Seine Ohren klingelten so laut, dass ihm schwindlig wurde. Als er sich umdrehte, sah er Miguel. Sein Mund bewegte sich, aber McGrady konnte noch immer nichts hören. Er trat näher.

»Was ist?« Auch seine eigene Stimme klang falsch. Als würde er irgendwo tief unter der Erde reden. »Du musst lauter sprechen.«

Miguel stützte sich an der offenen Wagentür ab. Er sah aus, als könne er jeden Moment vornüberfallen. Aber mit einiger Mühe gelang es ihm, den Kopf zu heben und zu sprechen.

»Sind Sie ein Cop?«

»Wir haben uns schon unterhalten.«

»Da drin ... Ist es wirklich passiert?«

McGrady sagte nichts. Wie es jetzt aussah, würde er sich mindestens achtundvierzig Stunden auf den Beinen halten müssen. Bloß keine Energie verschwenden. Stattdessen fesselte er Miguel mit Handschellen an die Wagentür. Es war besser, wenn er nicht weiter hier draußen herumlief. Dann nahm McGrady die Lampe und ging zurück zu dem Mann, den er erschossen hatte. Die Säge und der Benzinkanister standen einige Schritte voneinander entfernt auf dem Boden. Nachdem er den Jungen aufgeschlitzt und die Hütte verlassen hatte, mussten ihm Zweifel gekommen sein. Er musste sich Sorgen darüber gemacht haben, etwas zurückgelassen zu haben. Also hatte er die Säge und das Benzin genommen und war noch einmal hergekommen, um die Sache zu Ende zu bringen. So weit klang es plausibel, aber irgendetwas übersah McGrady noch.

Er kniete sich neben den Toten und tastete ihn ab. Keine Brieftasche. Nichts in den Taschen, von einem Klappmesser und einem Ronson-Feuerzeug abgesehen. Kein Autoschlüssel. McGrady drehte ihn auf den Rücken. Sein Gesicht war entstellt. An den Stellen, die nicht blutbeschmiert waren, klebten Schlamm und tote Blätter. An der Vorderseite des Overalls gab es jede Menge Taschen. Er tastete jede einzelne ab, fand aber nichts. Nicht mal ein Kaugummipapier.

McGrady ging zu dem Zweisitzer und öffnete die Tür. Die Innenbeleuchtung schaltete sich ein. Auf den genähten Ledersitzen glitzerten feine Glasscherben. Weder im Zündschloss noch irgendwo anders entdeckte McGrady die Schlüssel. Dafür war der Kabelstrang hinter dem Armaturenbrett herausgerissen worden, er baumelte am Lenkrad herunter. Unten im Fußraum lagen kleine Stücke der Gummiisolierung, die wahrscheinlich mit dem Klappmesser, das er entdeckt hatte, von den Zündkabeln gelöst worden waren.

Er setzte sich auf den Fahrersitz und beugte sich hinüber, um das Handschuhfach zu öffnen. Der Kerl musste die Registrierung aus dem Fenster geworfen haben, nachdem er sich mit dem Wagen aus dem Staub gemacht hatte. McGrady stieg aus und ging zum Heck, um nach dem Kennzeichen zu sehen. Es fehlte ebenfalls. Die Gewinde, in denen die Schrauben gesteckt hatten, waren blank. Das Nummernschild musste heute abgeschraubt worden sein, sonst hätte sich in den Löchern längst Straßenstaub festgesetzt.

Er sah noch einmal nach Miguel und schritt dann durch die tiefen Schatten der Mangobäume. Der Regen hatte sich verzogen, McGrady stellte sich an den Rand des Weidelands unter den sternklaren Himmel. Er sah die dunklen Umrisse der im Stehen schlafenden Rinder. An den Lattenzaun gelehnt zog er Bilanz.

Er hatte zwei unbekannte Leichen. Einen jungen Mann, der wie ein Tier im Schlachthof getötet worden war, und den Narbengesichtigen, der zum Aufräumen zurückgekommen war. Ein bisschen sauberzumachen war an sich keine schlechte Idee gewesen, wenn der Kerl nicht in einem gestohlenen Wagen und gerade im passenden Moment aufgetaucht wäre, um sich von McGrady erschießen zu lassen. Schlechtes Timing, aber Tote waren meist keine Glückspilze. Nicht dass McGrady selbst sich wie einer vorgekommen wäre. Wenn irgendjemand den Anblick im Schuppen hätte erklären können, dann Narbengesicht. Das konnten sie jetzt vergessen.

McGrady blickte auf.

Von der Zufahrt zum Tal her näherten sich Scheinwerfer. Er stieß sich vom Zaun ab und ging ein Stück die Straße entlang, um die Kavallerie in Empfang zu nehmen. Mitten auf

der Brücke blieb er stehen und hielt die Dienstmarke hoch. Drei Meter vor ihm kam der Wagen zum Stehen. Der Fahrer kurbelte sein Fenster herunter und öffnete die Tür einen Spalt weit, sodass die Innenbeleuchtung sich einschaltete.

McGrady sah in ein Gesicht, das er von seinem ersten Jahr auf Streife kannte. Ein alter Sergeant namens Kondo. Bei jedem Straßenkampf eine echte Bank, aber nicht nur zum Prügeln zu gebrauchen. All die Flaschen und Ziegel, die er über den Kopf bekommen hatte, hatten keinen bleibenden Schaden angerichtet.

»Wo ist der Kerl?«, fragte Kondo. »Beamer hat von einem Schuppen gesprochen.«

»Ein gutes Stück die Straße runter.«

»Wollen Sie einsteigen?«

»Ich will, dass Sie aussteigen. Fahren Sie an die Seite, um Platz für den Leichenwagen zu machen. Er muss näher ran, aber die anderen Autos können hier unten bleiben.«

»Was ist los?«

»Ich musste auf jemanden schießen.«

»Was?«

»Er wollte gerade alles abfackeln. Ich bin ihm in die Quere gekommen. Es lief schnell.«

»Überraschung, Arschloch! Hier kommt das HPD!«

»So ungefähr. Jedenfalls hat er seine Waffe gezogen.«

»Ist er tot?«

»Sauberer Kopfschuss. Vor dem Schuppen herrscht ein ziemliches Chaos. Wir brauchen auch zwei Abschleppwagen. Für mein Auto und für seins. Wen haben Sie dabei?«

»Alle, die Beamer entbehren konnte.«

»Sie sind der Dienstälteste?«

»Ja.«

McGrady versuchte, aus dieser Information Schlüsse zu ziehen, kam aber zu keinem Ergebnis. Entweder konnte Beamer keinen anderen Detective auftreiben, der den Fall übernehmen konnte, oder er traute McGrady die Leitung zu. So oder so lief es wahrscheinlich aufs Selbe hinaus. McGrady würde sein Bestes geben.

»Fahren Sie an den Straßenrand und holen Sie Ihre Leute, damit wir uns besprechen. Ich will, dass wir alles richtig machen.«